

## Die Stimmen des Jacques Rancière – eine Gegen-Geschichte?

Wie ist das wissenschaftliche Tun von Jacques Rancière zu kategorisieren? Der Befund Ruth Sondereggers lautet, er sei kein Historiker. Was macht eigentlich einen Historiker, eine Historikerin aus? Die sogenannte anthropologische Wende in den (deutschsprachigen) Geschichtswissenschaften in den 1970er und 1980er Jahren, der Siegeszug der Dekonstruktion in Folge von Derrida beziehungsweise der kulturwissenschaftlichen Wende in den 1990er Jahren zeichnen sich durch die Aufweichung von disziplinären Grenzen aus, die eine Offenheit für Methoden und Theorien anderer Disziplinen, zuerst vor allem den Sozialwissenschaften, später den Literaturwissenschaften, aber auch der Philosophie mit sich brachte. Jacques Rancière hat weder Geschichte studiert noch im Fach promoviert, publizierte allerdings, wie so viele andere Nicht-Graduierte zu historischen Themen.

Seit 2013 ist das Frühwerk des französischen Philosophen *Die Nacht der Proletarier* auch in deutscher Sprache zu lesen.<sup>1</sup> Zu verdanken ist das vermutlich dem Hype, den Rancière und seine jüngeren Schriften vor allem zu Film- und Kunsttheorie seit einiger Zeit erleben. Das französische Original stammt aus dem Jahre 1981 und ist, so Rancière, vom gescheiterten Mai 1968 sowie seiner Abwendung vom Marxismus Althusser'scher Prägung inspiriert. Sein Anspruch, der mit dieser Monographie verbunden war, lautete, weg von der großen bruchlosen Fortschrittserzählung des Marxismus hin zu den Subjekten der Geschichte, den Nicht-Stromlinienförmigen, jenen, die sich nicht in das sozialistische Modell vom arbeitsamen Proletariat pressen ließen.

Rancière hatte Glück. Seine Suchbewegungen nach jenen, deren Stimme die Geschichtswissenschaften aufgrund der Priorität von Verhältnissen und Strukturen nicht beachtet, ja verschwiegen hatten, waren von Erfolg gekrönt. Die französischen Archive bergen Kostbarkeiten, die mit der ebenso funkelnden Vergangenheit der Grande Nation ursächlich verbunden sind: ein revolutionäres Milieu, das mehrfach das ‚Anderer‘ darstellt, also eine gelebte Opposition zu Macht- und Herrschaftsver-

---

Gabriella Hauch, Institut für Geschichte, Universität Wien, Universitätsring 1, 1010 Wien, [gabriella.hauch@univie.ac.at](mailto:gabriella.hauch@univie.ac.at)

hältnissen des industriellen Kapitalismus, deren Lebensläufe nicht den Heroen und Heroinnen der Arbeiter- und Arbeiterinnenbewegung entsprachen. Und, etliche von Rancières Protagonistinnen und Protagonisten schienen sich dessen bewusst gewesen zu sein, dass der Charme der Bourgeoisie nicht nur diskret sondern auch süß sein konnte.

Als die *Nacht der Proletarier* im Jahre 1981 publiziert wurde, hatte sich die europäische Wissenschaftslandschaft, auch jene der Geschichtswissenschaft in Folge von ‚1968‘ nachhaltig verändert. Etliche intellektuelle politische Aktivistinnen und Aktivisten und ihnen nachfolgende Generationen vertauschten die politische mit der wissenschaftlichen Bühne und die sogenannte moderne Geschichtsschreibung begann sich als emanzipatorische Geschichtsschreibung zu definieren.

Generationen von Historikerinnen und Historikern kamen in den 1970er und 1980er Jahren aus konkreten politisch-linken Zusammenhängen: sie definierten sie als sozialdemokratisch, sozialistisch, kommunistisch/stalinistisch, maoistisch, trotzkistisch, anarchistisch, linkskatholisch und – last but not least – feministisch. In Österreich bildeten vor allem Ludwig Boltzmann Institute (LBI) Zentren für diese Art Geschichte zu betreiben: Karl R. Stadler, radikaler linker politischer Aktivist der Zwischenkriegszeit und 1968 später Remigrant aus Großbritannien, gründete das LBI für Geschichte der Arbeiterbewegung (später LBI für Gesellschafts- und Kulturgeschichte) an der neuen Johannes Kepler Universität Linz und Erika Weinzierl, antifaschistische Katholikin, das LBI für Geschichte und Gesellschaft in Salzburg – wohl nicht zufällig, dass beide für die Entwicklung der Geschichtswissenschaften in Österreich so entscheidende Institutionen abseits der Metropole Wien entstanden. In letzterem – später in Wien angesiedelt – fand Siegfried Matzl über Jahrzehnte hinweg einen freien Ort zum Denken und Forschen. Ich war Siegis jüngere Boltzmann-Schwester im LBI von Karl R. Stadler, sozialisiert in der Überzeugung, dass historisch Arbeiten geschichtsmächtig sein kann: die gesellschaftlichen Verhältnisse – wenn sie schon nicht zum Tanzen zu bringen sind – sollten als Gewordene analysiert und das mit dieser Erkenntnis einhergehende Veränderungspotential aufgezeigt werden. Innovativ und vor allem nachhaltig, klinkte sich in diesen wissenschaftstheoretischen Grundsatz das Arbeiten mit der Kategorie Geschlecht als „feministische Geschichtswissenschaft“<sup>2</sup> ein – aber dazu später.

Im Jahre 1983 erhielt Karl R. Stadler zu seinem 70. Geburtstag von seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern eine Festschrift mit dem programmatischen Titel *Geschichte als demokratischer Auftrag* überreicht.<sup>3</sup> Darin ist der Beitrag von Reinhard Kannonier *Milieu – Arbeiteralltagskultur – Arbeiterkultur* zu finden, in dem er methodologische Überlegungen zum Thema „Arbeiterkultur“ formuliert.<sup>4</sup> Es ist ein Text, in dem es um die rekonstruierbaren und nicht zu rekonstruierenden Stimmen von sozial Benachteiligten geht, in dem nach den speziellen Kontexten und Motiva-

tionen gefragt wird, wie solche Selbstermächtigungen entstehen (oder auch nicht). Das heißt, Jaques Rancière befand sich mit der *Nacht der Proletarier* am Beginn der sich neu und modern definierenden Geschichtsschreibung.

Je nach wissenschaftsgeschichtlichem Raum und wissenschaftstheoretischer Tradition verschieden, lautete der gemeinsame Nenner, „Geschichte von unten“ zu betreiben. Strömungen wie die Arbeiter- und Arbeiterinnen(bewegungs)geschichte, die Mikrogeschichte, die Historische Anthropologie, die Alltagsgeschichte, die Frauengeschichte entstanden entlang dem Versuch, mit der Geschichte der Kleinen nicht mehr die Geschichte des Großen zu reproduzieren, deren Narrativ die Marginalisierten, die ‚Anderen‘ ausgeschlossen hatte. Den Fokus des Forschungsinteresses auf die scheinbaren Kleinigkeiten zu richten, eröffnete gleichzeitig den Blick auf die Ränder und damit auf andere Realitäten. Dieser „Realitätseffekt“ (Roland Barthes)<sup>5</sup> desavouiert die Annahmen, dass die große historische Erzählung vollständig und damit auch eins mit der Realität sei.

Allerdings produzierte dieses Vorhaben auch eine Schiefelage. Die Entdeckung von Fremdheit und verborgenem Eigensinn in der Historie kombiniert mit dem Fakt, dass die Geschichten des Verlusts, der Verliererinnen und Verlierer die Geschichte von Siegern brüchig machen und unterlaufen würden, evokierte die Annahme, nun eine Art ‚wahrere‘ Geschichte zu schreiben. Die ohnmächtigen Vielen oder die „Infamen“, wie Foucault die Unbekannten bezeichnete,<sup>6</sup> zum „Sprechen zu bringen“, wie es schlagwortartig hieß, schien den Anspruch der Parteilichkeit zu erfüllen. Jedoch hörte das als Gegengeschichte gestartete Projekt auf, eine ‚Gegen‘erzählung zu sein, sobald es erfolgreich begann, den Mainstream zu gestalten. Die Ambivalenz beziehungsweise die Durchlässigkeit von Meistererzählung und Gegengeschichte ist wichtig im Auge zu behalten. Diese ist eine strukturell verankerte und von den Inhalten sowie von den Subjekten der Erzählungen zu trennen. So ist *Die Nacht der Proletarier* im Mainstream der Kulturgeschichte gelandet, wiewohl die Saint-Simonisten und Saint-Simonistinnen und die anderen, die darin zu Wort kommen, sich zu Lebzeiten keiner solchen Erfolgsgeschichte erfreuen konnten.

Ein Ziel der Geschichtsschreibung Rancières ist es, seine Annahme zu vermitteln, dass seine Heldinnen und Helden, wie ihre Erzählungen verdeutlichen, keine Fürsprache von Seiten politischer oder wissenschaftlicher Experten und Expertinnen und keine Lehrer benötigen. Jedoch stellt bereits der Kontext seiner Grabungsarbeiten diese These in Frage: Alleine die Tatsache, dass Rancière sich auf Anraten eines Studenten ins Archiv aufmachte, Texte suchte, fand und auswählte, diese montierte, darüber assoziierte oder kommentierte und dies publizierte, versetzte ihn – ob er wollte oder nicht – in die Position des Fürsprechers. Er verhalf nicht nur seinen Forschungssubjekten nach 150 Jahren zu öffentlicher Rezeptionsmöglichkeit, sondern machte ihre Gedanken und Überlegungen uns, dem Lesepublikum,

zugänglich. Ja, ich würde noch weiter gehen: Rancière ist auch ein Lehrer. Mit seinen archivalischen Fundstücken will er uns, die Rezipient/innen aus Wissenschaft und Politik, belehren, dass es diese andere Seite des Proletariats rund um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Frankreich gab, und er will uns darüber belehren, dass sie keiner Fürsprache bedürfen.

Also wie ist Rancières wissenschaftliches Tun in *Die Nacht der Proletarier* zu kategorisieren? Er publizierte seine Quellenfunde nicht als Anthologie, sondern von ihm montiert und kommentiert – das heißt, er gestaltet eine Erzählung auf Basis des im Archiv gefundenen Materials.<sup>7</sup> Er praktiziert einen quellennahen Schreibstil. Der Autor ist mehr als ein Zeuge, denn ohne ihn gäbe es keine öffentlich zugänglichen Zeugnisse, auch wenn er versucht, den Subjekten ihre Worte zu lassen. Was sein Text allerdings vermissen lässt, ist eine Reflexion des Charakters der Archive sowie über das Zustandekommen dieser Ego-Dokumente und die ihnen innewohnenden Intentionen, wie es etwa Natalie Zemon Davis praktizierte;<sup>8</sup> und es fehlt der biographische und ideengeschichtliche Kontext, der weitere Blickwinkel auf die jeweiligen proletarischen Heldinnen und Helden erlauben würde.

Zum Beispiel die beiden Frauen im fünften Kapitel „Der Morgenstern“.<sup>9</sup> Zwei zentrale Gestalten des französischen und transnationalen frühen Feminismus, Jeanne Deroin und Désirée Véret, werden als junge Weißnäherin beziehungsweise Näherin vorgestellt. Dass Rancière im Zusammenhang mit Deroins Büchern sie als „kleine[n]“ bezeichnet, birgt ein geschlechtsspezifisches Erkenntnispotential, den Autor betreffend, das ausbaufähig wäre. Was man nicht erfährt, ist, dass die beiden frühen Feministinnen nach ihrer Saint-Simonistischen Phase dann in der Revolution 1848 eine pragmatische Richtung in ihrer politischen Arbeit einschlugen und ihre revolutionären Träume in konkreten Projekten zu realisieren suchten: Sie gründeten Arbeiterinnen-Organisationen, Gewerkschaften und Assoziationen wie die *Société d'éducation mutuelle des femmes* oder gaben die feministische Zeitung *Voix des Femmes* heraus.<sup>10</sup> Beide kandidierten für politische Funktionen, die 38jährige Vernet wurde im Frühjahr 1848 als Delegierte des zweiten Arrondissement Paris gewählt, Deroin, in der Zwischenzeit 44 Jahre, kandidierte bei den Wahlen 1849 für die Gesetzgebende Versammlung, wurde aber nicht gewählt. Und beide gründeten Schulen. Das heißt, Jeanne Deroin ebenso wie Désirée Véret Gay (wie sie nach ihrer Heirat hieß) definierten sich als Sprecherinnen, als Lehrerinnen und als Erzieherinnen mit dem Ziel, gesellschaftliche Machtverhältnisse aufgrund von sozialen, ethnischen und geschlechtsspezifischen Differenzen unwirksam zu machen. Und zumindest Véret wendete sich im Londoner Exil enttäuscht vom Saint-Simonismus ab und dem Frühsozialisten Charles Fourier und den englischen Owenisten zu. Möglicherweise waren all diese Informationen über Deroin und Véret Ende der 1970er Jahre noch nicht zu haben – aber Rancières historischer Ansatz wirft Fragen solcher Art nicht auf.

Um diesen Befund in Zusammenschau mit Ruth Sondereggers Fragestellung zu denken: Rancières Arbeit und seine These von der Überflüssigkeit der Fürsprecherinnen und Fürsprecher ist im Kontext der Qualität und Aussagekraft seiner Quellen zu sehen. Spannend wäre nun, diese Annahme in Verbindung mit den Anliegen seiner Forschungssubjekte zu setzen. Hätte Jeanne Deroin, die selbst im Gefängnis Artikel und Petitionen über die Gleichberechtigung der Frauen verfasste und an die *Women's Rights Convention* in Massachusetts versendete, diesem Anliegen Rancières zugestimmt? Oder wären ihm die beiden exilierten Feministinnen in der Haltung gefolgt, dass die Würdigung ihrer Gedankenwelt nach der Julirevolution 1830 vom Standpunkt der Emanzipation aus wichtiger sei als die Gründe für das Ausbleiben von Widerstand zu erforschen respektive dessen Scheitern zu analysieren?

Diese Fragen zu stellen ist müßig, führt aber zu einer zentralen Überlegung, Rancières historische Arbeiten betreffend: Welche Position und welche Funktion nimmt Rancière als Autor ein? Er tritt als Monteur seiner archivalischen Funde auf, indem er sie in seine Gedanken und Thesen von der ‚anderen‘ Tradition der sozialen Unterschichten verwebt – nach guter französischer Wissenschaftskultur auch äußerst literarisch und gut zu lesen. Das bedeutet, er ist nicht Zeuge, sondern Gestalter dieser Überlieferungen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Auch noch so lange Zitate können nicht darüber hinwegtäuschen, dass es Rancière ist, der seine Protagonistinnen und Protagonisten sprechen lässt und ihnen zur Veröffentlichung verhilft. Immer deutlicher wird dabei die Position des Fürsprechers oder gar des Lehrers, der mit den Publikationen die Intention verfolgt, dass emanzipatorische Gedanken der Vergangenheit wichtig für das Emanzipations-Projekt der Gegenwart seien.

Rancières historische Arbeiten stehen und fallen mit seinen Archivfunden. Daraus ergibt sich die Frage, was ist, wenn die Archive keine solchen Funde, also Ego-Dokumente von revolutionären Unterschichtsangehörigen bergen? Oder, um es in Spivak'schen Termini zu formulieren, wenn keine schriftlichen Selbstermächtigungen der Subalternen zu finden sind? An dieser Stelle tritt ein weiteres Mal die Nicht-kontextualisierung der Forschungsergebnisse durch Rancière deutlich zu Tage. Sein Blick ist auf Frankreich fokussiert, dessen besondere Revolutionskultur sehr spezielle Traditionen der Weltgestaltung evozierte, die des Saint-Simonismus, des Fourierismus, aber auch eines Paul Lafargue – Schwiegersohn von Karl Marx und Verfasser der Schrift *Recht auf Faulheit* –, die gegen Arbeitsethos und Puritanismus der organisierten Arbeiter/innenbewegung ebenso wie gegen Kapitalismus, Kolonialismus und Imperialismus stehen.<sup>11</sup> In anderen Teilen Europas und der Welt ist diese Traditionslinie nicht zu finden – oder wurde noch nicht entdeckt. Nicht nur ich, sondern auch andere Historikerinnen und Historiker der 1848er Revolution in Europa hätten nur zu gerne Selbstermächtigungen von sozialen Unterschichten aus den Archiven gehoben.

Diesen Blick über die Grenzen und die speziellen Traditionen Frankreichs hinweg scheint Rancière – zumindest in seinen historischen Schriften – zu verweigern. Deswegen hinterließ bei mir seine Haltung den Eindruck, als würde er eine Art neue große Erzählung, „Gegenmythen“,<sup>12</sup> wie er es in der Einleitung bezeichnet, produzieren, eine französisch durchwirkte, die sich über die Sprachmächtigkeit der Subalternen rund um die Mitte des 19. Jahrhunderts definiert.

Wie früher festgestellt, bewegte der Befund über die fehlenden Ego-Dokumente von Angehörigen sozialer Unterschichten den Aufbruch der deutschsprachigen Geschichtswissenschaften. Wenn die traditionelle Archivkultur kein Material dazu barg, dann musste schnellstens darangegangen werden, andere Archivkulturen zu begründen, so die verbreitete Meinung – die Oral History als innovative Methode wurde lanciert, Geschichtswerkstätten und alternative Archive gegründet. Nachdem in der Folge der Arbeiter und seine Organisationskultur, die Arbeiterbewegung, rund um das Forschungsparadigma ‚kleiner Mann‘ mehr und mehr in den geschichtswissenschaftlichen Kanon Einzug hielt, betraten – gepusht von der politischen Bewegung des Feminismus – zunehmend lautstark die Frauenforschung, die Feministischen Wissenschaften die Bühne.

In der Frauen- und Geschlechterforschung wurde von Beginn an über die Beziehung von Forscher/in und Beforschter/m viel nachgedacht. Drei Jahre vor der Publikation der *Nacht der Proletarier* von Rancière forderte die deutsche Soziologin Maria Mies in ihren 1978 formulierten *Methodischen Postulaten zur Frauenforschung*, die Aufhebung der Hierarchie zwischen Forscherin und Beforschter respektive von Lehrenden und Schülerinnen und Schülern.<sup>13</sup> Das heißt, drei Jahre vor der Publikation von *Die Nacht der Proletarier* wurde ein frauenspezifisches Forschungsprogramm lanciert, das zwar auf aktuelle Interviewprojekte ausgerichtet war, in seiner Struktur jedoch von einer ähnlichen Enttäuschung über die Metaerzählung Marxismus gezeichnet war wie Rancière.

Seit Anfang der 1970er bis Ende der 1980er Jahre ist von den USA bis hin nach Deutschland eine rege Debatte nachvollziehbar, die über die Brauchbarkeit der marxistischen Theorie für das Anliegen der ‚Befreiung der Frau‘, heute würde man Geschlechtergerechtigkeit dazu sagen, diskutierte.<sup>14</sup> Den Ansatzpunkt für die seit den späten 1960er Jahren international geführten Auseinandersetzungen zwischen Feminismus und Marxismus bildete die unbezahlt von Frauen geleistete Reproduktionsarbeit, die nicht nur als gesamtgesellschaftlich unsichtbar und selbstverständlich gewertet, sondern in der Marx'schen Theorie systematisch zum Verschwinden gebracht wurde. Dementsprechend war die Politik der Arbeiter/innen- und Gewerkschaftsbewegung von Beginn androzentrisch ausgerichtet, lautete der Befund. Die theoretische Debatte über die Reformulierung der Werttheorie unter Einbeziehung der kostenlosen Aneignung weiblicher Arbeitskraft als „ursprüngliche Akku-

mulation“ (Rosa Luxemburg)<sup>15</sup> führte im deutschsprachigen Raum zum *Bielefelder Ansatz*, nach dem Frauen als innere Kolonie fungierten, ohne deren Arbeiten kapitalistisches Funktionieren und Wachsen nicht möglich sei. Zum einen öffnete sich damit die Kluft zum Marxismus immer weiter, zum anderen bot dieser Ansatz Inspiration und Anknüpfungspunkte zu den Postcolonial Studies.<sup>16</sup>

Die enge Verquickung von politischer Praxis der Neuen Frauenbewegung und wissenschaftlicher Produktion der Frauen- und Geschlechterforschung zeigte sich in der Adaptierung der politischen Erkenntnis, dass Erfahrung ein politisches Medium sei. Die Aufzeichnungen der ‚weiblichen‘ Erfahrungen in Form von Oral History-Projekten, Erinnerungsarbeit-Seminare, das Gründen von Frauen/Lesben-Archiven oder das Sammeln von Frauen-Nachlässen<sup>17</sup> wurde von der als „feministisch“ definierten Haltung begleitet, dass die Hierarchie zwischen Forschender und Beforschter aufzuheben sei. Methodisch hieß dies, dass die Organisation historischer Arbeit durch die Aktualität reflektiert werden müsste. Das bedeutete, unbewusste Affekte seien ebenso wie bewusste Parteilichkeit der Forschenden für ihre Arbeit maßgeblich prägend: von den Forschungsfragen bis hin zur Auswahl von Quellen und deren kritischer Interpretation. Allein das Ausgraben, das Befragen, das ‚Stimmegeben‘, das Aufzeichnen sind Konstruktionsarbeiten. Diese sind in den Blick zu nehmen und zu analysieren.<sup>18</sup> Damit sich keine von Eigendynamik geförderten blinden Flecken entwickeln, versteht sich die Frauen- und Geschlechterforschung als selbstreflexive Wissenschaft – davon scheint Rancière weit entfernt.

Diese Grundsätze der Frauen- und Geschlechterforschung stellen auf Rancière bezogen seine Überzeugung in Frage, dass es Texte gibt, die nicht bei der/dem jeweiligen Autor/in selbst beginnen, sondern im Wissen anderer über Emanzipation. Rancières Rede von diesen Wissenskontingenten, die über die spezifischen Entstehungs- und Gebrauchstexte hinaus miteinander und besonders hin zur Gegenwart verknüpft werden können, liest sich wie ein schöner Traum von den anthropologischen Konstanten Emanzipation und Gleichheitsstreben. Was für die bürgerliche Tradition der Aufklärung und das in ihr verankerte widersprüchliche Gleichheitsversprechen angehen mag, ist auf andere Teile der Welt und Epochen nicht zu übertragen. Vielmehr interessiert mich als selbstreflexive Geschlechterhistorikerin die Frage, inwiefern Rancières Erfahrungen mit autoritären linken Avantgardekonzepten – produziert in sozialen Männerräumen rund um 1968 – ein entscheidender Affektstimulus für seine Forschungsfragen und Thesen, seine harsche Ablehnung von Lehrern, von Fürsprechern, aber auch der *Annales*-Schule oder des Ansatzes von Pierre Bourdieu waren.

Die Produktion von Wissen über die Vergangenheit hat in der Frauen- und Geschlechtergeschichte immer dazu gedient, die Gewissheiten der Gegenwart aufzubrechen und den Weg frei zu machen für Vorstellungen über eine andere Zukunft.

Seit ihren Anfängen ist die Frauen- und Geschlechtergeschichte eine anachronistisch verfahrenende Geschichtsschreibung: sie stellt ihre Fragen im Sinne eines reflexiven Anachronismus aus der Gegenwart heraus, es geht um die Re/Konstruktion und den Kontext.<sup>19</sup> Empirische Ergebnisse der Frauen- und Geschlechtergeschichte in den letzten Jahrzehnten haben gezeigt, dass kulturelle Deutungen, normative Konzepte, institutionelle Organisation und subjektive Identitäten sich in unterschiedlichen Rhythmen bewegen. Und dass sie gleichzeitig funktionieren, wenn auch nach je spezifischer historischer Gesellschaftsformation unterschiedlich – was bedeutet, dass es ‚die‘ Kollektive ebenso wenig gibt wie zum Beispiel ‚die‘ Gleichheit oder ‚die‘ Emanzipation oder schlussendlich ‚die‘ Frauen oder ‚die‘ Männer.

Von diesen Gedanken zu Verwandtschaftlichkeit und Fremdheit im Verhältnis von Jacques Rancière's historischen Arbeiten und der Frauen- und Geschlechterforschung komme ich abschließend auf Ruth Sonderegger zurück. Sie konstatiert, dass sich bei Rancière keine Perspektive finden lässt, wie die prinzipielle Möglichkeit respektive Unmöglichkeit von Emanzipation oder (Geschlechter)Gerechtigkeit herzustellen ist. Mit diesem Ansatz ebenso wie mit seiner frankozentristischen Sichtweise werden Rancière und die Frauen- und Geschlechtergeschichte nicht so schnell eine innige Verbindung eingehen. Irritierend für die Frauen- und Geschlechtergeschichte ist weiters Rancière's Weigerung, sich mit dem Scheitern zu befassen sowie sein Beharren auf Eindeutigkeiten. Vielmehr entsteht doch im Blick zurück auf die zerschlagenen Hoffnungen auf Befreiung und Emanzipation erst die Gewissheit, „daß die Geschichte nicht enden wird und daß deshalb der Zustand der Ambivalenz“, das heißt das Changieren von Stimmen und Gegenstimmen, von Geschichte und Gegengeschichte „ebenfalls nicht enden wird“.<sup>20</sup>

## Anmerkungen

- 1 Jacques Rancière, *Die Nacht der Proletarier*. Archive des Arbeitertraums. Übersetzt von Brita Pohl, Wien 2013. Ich danke Christian Sternad für seine hilfreichen Anmerkungen zu diesem Text – ein Text, zu dem mich Siegfried Matzl inspiriert hat.
- 2 Uta C. Schmidt, Für eine disziplinäre Matrix feministischer Geschichtswissenschaft, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften (ÖZG)* 6/2 (1995), 237–255.
- 3 Gerhard Botz u.a., *Geschichte als demokratischer Auftrag*. Karl R. Stadler zum 70. Geburtstag, Wien/München/Zürich 1983.
- 4 Reinhard Kannonier, „Milieu“ – Arbeiteralltagskultur – Arbeiterkultur. Methodologische Überlegungen zum Thema „Arbeiterkultur“, in: Botz, *Geschichte*, 77–118.
- 5 Roland Barthes, *Die Vorbereitung des Romans*, Frankfurt am Main 2008.
- 6 Foucaults Modell empirisch angewendet: Susanne Burghartz, *Die Renaissance des Infamen? Leonhard Thurneysser zwischen Geschichte und Gegengeschichte*, in: Sandra Maß/Xenia von Tippekskirch, Hg., *Faltenwürfe der Geschichte. Entdecken, entziffern, erzählen*, Frankfurt am Main/New York 2014, 335–365.



- 7 Eine Ausnahme stellt das Buch Rancières dar, das er aus Louis Gabriel Gaunys Texten erstellt hat. Hier leitet er lediglich formal ein und lässt ansonsten Gauny gänzlich selbst sprechen. Selektiert und montiert ist es letztlich immer noch.
- 8 Natalie Zemon Davis, *Fiction in the Archives: Pardon Tales and their Tellers in Sixteenth-Century France*, Stanford 1987.
- 9 Jacques Rancière, *Nacht*, 121–158.
- 10 Pamela M. Pilbeam, *Saint-Simonians in Nineteenth Century France: From Free Love to Algeria*, New York 2013; Dies., *French Feminist and Socialist in Exile*, in: Sabine Freitag/Rudolf Muhs, Hg., *Exiles from European Revolutions. Refugees in Mid-Victorian England*, Oxford 2003, 275–294.
- 11 Gabriella Hauch, *Arbeit – Faulheit – Gerechtigkeit: Anmerkungen zum Salz des Lebens*, in: Verein Zeitgeschichte-Museum und KZ-Gedenkstätte Ebensee, Hg., *Schichtwechsel. Hackeln in Ebensee, Festival der Regionen 2015, Bad Vöslau 2015*, 20–25.
- 12 Rancière, *Nacht*, 17.
- 13 Maria Mies, *Methodische Postulate zur Frauenforschung*, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 11 (1984), 7–23.
- 14 Frigga Haug, *Marxistisch-feministisch. Geschichte einer Verbindung im Streit*, in: *ÖZG* 6/2 (1995), 219–236.
- 15 Christel Neusüß, *Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung. Oder: Die Genossin Luxemburg bringt alles durcheinander*, Hamburg/Zürich 1985.
- 16 Reina Lewis und Sara Mills, Hg., *Feminist Postcolonial Theory: A Reader*, New York/Oxon 2003.
- 17 Eine Auswahl: Sherna B. Gluck und Daphne Patai, Hg., *Women's Words. The Feminist Practice of Oral History*, New York/Oxon 1991; Frigga Haug, *Frauen – Opfer oder Täter*, in: *Das Argument* 123 (1980) 643–649, wiederabgedruckt in: dies., *Erinnerungsarbeit*, Hamburg 1993, 2. Auflage, 9–20; Li Gerhalter, *Auf zur eigenen Dokumentation von Erinnerung! Feministische Archive für auto/biografische Dokumentation als Schnittstelle von Erinnerungspolitik und Forschung*, in: Elke Krasny/Frauenmuseum Meran, Hg., *Women's:Museum Frauen:Museum. Cultural Politics in Feminism, education, history and art / Politiken des Kuratorischen in Feminismus, Bildung, Geschichte und Kunst*, Wien 2013, 285–295.
- 18 Gabriella Hauch, *Therese Schlesinger, geb. Eckstein (1863–1940). Schreiben über eine Fremde*, in: dies., *Frauen bewegen Politik. Österreich 1848–1938*, Innsbruck/Wien/Bozen 2009, 249–267.
- 19 Diesen Aspekt auch mit Rancière diskutierend: Caroline Arni, *Zeitlichkeit, Anachronismus und Anachronien. Gegenwart und Transformationen der Geschlechtergeschichte aus geschichtstheoretischer Perspektive*, in: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 18/2 (2007), 53–76.
- 20 Zygmunt Baumann, *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg 2005, 28.